

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das arme Reserl und der reiche Müller

Das arme Reserl und der reiche Müller.

Von M. Engelhardt.

In dem Gemeindehause von Lindenheim ging es heute besonders lebhaft zu; es handelte sich darum, eine vater- und mutterlose Waise jährlich um vierzig Mark zu nähren und zu kleiden, aber es fand sich niemand, der um diese geringe Summe das Reserl Klein aufnehmen wollte. Endlich trat der Schuhmacher Andreas Frisch hervor und sagte, sich an den Bürgermeister wendend: „Wenn niemand sich des armen Würmleins annimmt, so will ich es nehmen und an das Wort des Heilands denken: „Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf“, und dann kannte ich ihre Eltern, sie waren rechtschaffene Leute, ich tue es schon um ihretwillen.“

Eine Pause entstand, die Anwesenden schienen überrascht von dem kühnen Entschluß des armen Schusters, der selbst sechs Kinder zu Hause und kaum das liebe Brot für sie hatte, darum fragte ihn der Bürgermeister eindringlicher, ob er es sich auch überlegt habe, das Kind um jährlich vierzig ganze Mark aufzunehmen und ob seine Frau nichts dagegen habe?

Meister Frisch wußte aber den Bürgermeister wie die übrigen Gemeindeglieder vollständig zu beruhigen, er erklärte, sich mit seinem Weibe besprochen zu haben, daß, wenn niemand die Kleine aufnehme, sie sich ihrer erbarmen wollten. Dabei blieb es auch, das Reserl Klein wurde dem Schuhmacher Andreas Frisch zugesprochen, und als dieser darauf versprach, er werde das Kind ordentlich halten wie sein eigenes Kind, wobei er die Kleine, die bisher stille neben der Tür gestanden, auf seinen Arm nahm und ihr rosiges Gesichtchen mit seiner harten, schwieligen Hand streichelte, und sie mit seltsam weicher Stimme fragte: „Reserl, willst du mit mir gehen?“ da schlang das Kind seine kleinen Arme um seinen Hals und sagte, ihr blondes Köpfchen an ihn schmiegend: „Ja, ich will bei dir bleiben, wenn

du mich lieb hast, und“ — fügte sie leise und stoßend hinzu, „wenn du mich nicht schlägst.“

„Nein, o nein, Kind, ich schlage dich nicht, mußt aber mein braves und folgsames Reserl sein und der Mutter recht an die Hand gehen, dann wird alles gut werden.“

Der Zunächststehende war der reiche Müller Kern; er hatte die letzten Worte des Kindes gehört, lachte kurz auf und sagte: „Wird schon gut sein, Reserl, wenn du dich mit der Mutter auf gutem Fuße stellst, sonst hast du und der Vater

keine gute Stund' bei ihr, merk' dir's“, dann wandte er sich an den Bürgermeister mit der Frage: „Ist jetzt alles in Ordnung?“

„Soweit schon“, antwortete der Gefragte, „lieber aber wäre es mir gewesen, Ihr hättet das Kind um ein „Vergelt's Gott“ in Euer Haus genommen.“

„Ich? — Was fällt Euch ein, Bürgermeister? Und was würde mein Weib dazu sagen?“

„Euer Weib? Als ob der nicht alles recht wäre, was Ihr tut! Du lieber Himmel, das Kind wär' gerad' recht für sie zur Kurzweil, schaut's nur an, das Gesicht, wie ein Engel — Ihr habt keine Kinder, Müller, nehmt's.“

„Nehmt doch Ihr's, Bürgermeister, bei Euch wär's ebenfogat aufgehoben,

wie bei mir, ja noch besser! Euer Weib ist gesund, das meine ist immer krank, sie hat Tag für Tag den Kopf verbunden, Kopfschmerz, immer Kopfschmerz, sie braucht Ruhe und ein Kind bringt nur Unrast mit. Aber wozu der Worte, dem Meister Frisch ist sie zugesprochen und mich dünkt“, fügte er mit einem leisen Spott bei, „der würde sie uns nicht einmal mehr geben“, und breitspurig schritt der Müller der Türe zu, stülpte seine Pelzmütze auf den Kopf und ging mit kurzem Gruß davon.

Schweigend sah ihm der Bürgermeister nach, dann wandte er sich nochmals an Frisch, der noch



„Ich? — Was fällt Euch ein, Bürgermeister? Und was würde mein Weib dazu sagen?“

immer mit der Kesperl wartend vor ihm stand. „Na, es ist gut, Ihr könnt gehen, behaltet sie einmal um vierzig Mark, und wenn das Jahr um ist, kommt zu mir, dann will ich sehen, was sich tun läßt, und damit „Behüt' Gott!“

Meister Frisch wollte eine Verbeugung machen, die aber mißlang, er scharrte daher zweimal mit dem rechten Fuße und murmelte: „Werd's nicht vergessen, hab' die Ehre, Herr Bürgermeister.“

Frisch trug seine kleine Last nach Hause, sein Weib empfing ihn und das Kesperl nicht gerade freundlich, sie überfah es sogar absichtlich, als das Kind ihr kleines Händchen nach ihr ausstreckte und mit den Worten: „Grüß Gott, Frau Mutter!“ sie begrüßte, wie ihr Pflegerater ihr gesagt hatte zu tun, ehe er sie über die Schwelle führte.

Nachdem Frisch seinem Weibe alle Fragen beantwortet hatte, verschwieg er ihr auch nicht, daß der Herr Bürgermeister ihm gesagt hätte, er werde es befürworten, daß er das nächste Jahr mehr Kostgeld für das Kind bekäme, er soll es nur beantragen.

„Du sollst es beantragen?“ fiel die Meisterin ihrem Manne in die Rede, „nein, — ich beantrage es, aber ich verlange nicht zehn Mark mehr, sondern zwanzig, verstehst du? anders tue ich's nicht; so ein Kind macht Arbeit und essen mag es auch. Also zwanzig, verstehst du? und wenn sie nicht wollen, dann können sie es wieder haben, ich nehme es nicht mehr, — hast du mich verstanden?“

Er hatte sie wohl verstanden und er nickte zum Zeichen seiner Zustimmung mit dem Kopfe und dachte: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Das Kesperl schien aber vorerst die Pflegemutter zu fürchten und hielt sich an des Vaters Seite, der sie mit seinen Kindern bekannt machte, bis die Mutter die Suppe ausgeteilt hatte, und Kesperl an ihrer Seite ihren Platz anwies.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die kleine Waise ihrer Pflegemutter alles tat, was

sie ihr an den Augen absehen konnte; sie war stets willig und gehorsam, sie hegte und pflegte die beiden Jüngsten und tat vom Morgen bis zum Abend, was in ihren schwachen Kräften stand. Die Meisterin aber war, wenn sie gerade ihren bösen Tag hatte, ungerecht gegen das Kind, das kaum sechs Jahre zählte. Wohl blutete dem Meister Frisch das Herz wegen der Härte seines Weibes, aber er schwieg, um nicht Kesperl's Loß zu verschlimmern.

In wenigen Wochen jährte es sich, daß Meister Frisch die kleine Doppelwaise in sein Haus nahm;

sein Weib versäumte nicht, ihm täglich zu wiederholen, daß sie nur um das doppelte Kostgeld das Kesperl behielte. Es war umsonst, daß der Meister sie erinnerte, wie fleißig und geschickt das Kind sei, wie achtsam Kesperl ihre Kleinsten hütete, wie wenig sie an Nahrung bedürfte, sie wollte es nicht hören, was er zu ihren Gunsten sprach und versicherte ihm täglich wieder, sie behielte das Kesperl nicht eine Stunde mehr, falls die Gemeinde ihr nicht gebe, was sie verlange.

Es war ein klarer Wintertag zu Anfang Dezember. Nach dem Mittagessen gebot die Meisterin dem Kesperl, ihre besseren Kleider anzuziehen, sie müsse nach Griesdorf ein Paar Stiefel tragen.

Das Kesperl gehorchte und bald stand sie reifertig vor ihrer Pflegemutter. Diese warf einen halben Blick über die kleine Gestalt, auf die derben Lederschuhe, in welchen die niedlichen Füßchen stakten, auf das dürftige, fast verwachsene Kleidchen, dann fragte sie: „Kennst du den Weg nach Griesdorf?“ Ob sie ihn kannte! D wie oft war sie ihn mit ihrem Mütterlein gegangen, als sie noch lebte, wie Sonnenschein zog es über des Kindes liebliches Gesichtchen bei dieser Erinnerung.

„Ich weiß den Weg dorthin ganz genau“, erwiderte Kesperl freudestrahlend. „Die Mutter sagte, es wäre eine kleine Stunde bis zur Base,



„Ich weiß den Weg dorthin ganz genau“, erwiderte Kesperl freudestrahlend.

die sie besuchte, und wohnte am Ende des Dorfes."

"Zur Base gehst du mir nicht, in zwei, höchstens zwei und einer halben Stunde bist du wieder zurück, hast du mich verstanden? Die Stiefel gehören dem Schmied Heller, die Schmiede ist leicht zu finden, da gibst du die Stiefel ab, das Geld tuft in den Beutel, ich hänge ihn dir um den Hals, — so, — da ist er am besten verwahrt, so, — und nun eile, daß du fortkommst."

Keserl wollte dem Pflegevater und den Kindern noch die Hand reichen, aber die Meisterin schob sie zur Türe hinaus. Doch kaum war Keserl eine kleine Strecke gegangen, als sie das Kind zurückrief, um ihm nochmals einzuschärfen, das Geld ja nicht zu verlieren!

Jetzt durfte Keserl hoffen, daß sie endlich ihre Wanderung antreten konnte, fröhlich stapften die kleinen Füße durch den Schnee, bald lag das Dörflein hinter ihr, die sonnenbeschienene Landschaft lag vor ihr, sie fühlte sich wie aus dunkler Haft entronnen, so leicht, so frei ward ihr zu Mut. Nach einer Biegung des Weges sah sie das Martelstöckle, wo sie mit ihrem Mütterlein so manches Mal gestanden, gebetet und hinab ins Tal geblickt hatte, auch jetzt stand sie stille, ein Erinnerung wie fernes

Läuten, so heimlich, so traut, so fern und doch so nah, doch durch ihre junge Seele, da schreckte sie Peitschenknaall und Schellengeklingel aus ihren Träumen, ein Schlitten flog vorüber, der reiche Müller saß darinnen. Keserl grüßte hinüber, er dankte mit leisem Kopfnicken, jetzt wandte er sich nochmals zurück, ihr rotes Mützchen leuchtete grell in der Sonne, sie stand einsam am Wegrande, einsam und verlassen, ihm ward es seltsam weich ums Herz, doch, — was ging ihn das fremde Kind an? Mit einer ungeduldrigen Bewegung wandte er sich ab, straff zog er die Zügel an und pfeilschnell flog der Schlitten

die Anhöhe hinab. Keserl blickte ihm nach, dann folgte sie ihm eilenden Schrittes, so schnell sie vermochte. Der Sonnenschein war verschwunden, als Keserl durchs Dorf ging, graue, düstere Wolken jagten am Himmel vom Winde getrieben. Die Schmiede war bald gefunden, roter Feuerschein leuchtete aus den mit Eisendraht vergitterten Fenstern. Mit mächtigem Hammer schlug der Schmied auf das glühende Eisen, daß die Funken sprühten. Keserl wagte nicht, sich dem Eingang zu nähern, doch der Schmied hatte sie bemerkt und fragte freundlich, zu wem sie wolle, und was sie in dem

Bündel trage, ob es vielleicht seine Stiefel seien, denn das Tuch hatte sich gelockert und ein Schaß blickte neugierig hervor.

Keserl bejahte mit freundlichem Lächeln und übergab ihm die Stiefel mit einem Gruß von dem Pflegevater.

"Kommi die Stube, Kind, und ruhe dich aus!" sagte der Schmied, "du wirst durstig und hungrig sein."

Unter der Tür stand eine blonde, freundliche Frau. An diese wandte sich der Schmied: „Grete, bringe der Kleinen eine Schale heißer Milch, sie hat einen weiten Weg gemacht und es ist bitter kalt draußen!"

Bald saß der kleine Gast am Tische und labte sich an dem wärmenden Trunke und dem kräftigen Brote. Das Keserl

ließ es sich vortrefflich schmecken und blickte auf die Kinder, die erst schüchtern in die Ecke sich drückten, dann aber immer näher und zutraulicher wurden. Ein kaum zweijähriger Knabe brachte Keserl sein Pferdchen, er mühte sich, daß es auf dem Tische stehen sollte, aber vergebens. Der Schimmel hatte in irgend einer Schlacht das Bein verloren. Die zwei Jahre ältere Schwester wollte gegen den kleineren Bruder nicht zurückstehen, sie holte ihre Puppen und bald spielten sie fröhlich zusammen, und das Keserl war so glücklich, daß sie nicht an den Heimweg gedacht hätte, wenn die freundliche Frau sie nicht garab gemahnt hätte. Keserl empfing das Geld,



„Grete, bringe der Kleinen eine Schale heißer Milch, sie hat einen weiten Weg gemacht und es ist bitter kalt draußen!“

das sie unter ihrem Kleidchen verwahrte, wie die Pflegemutter ihr geboten, dann nahm sie Abschied, reichte den Schmiedsleuten dankend die Hand und trat aus dem gastlichen Hause in das herannahende Unwetter. Es war schon dämmerig geworden, jetzt fing es an zu schneien, dicke, weiße Flocken fielen lautlos zur Erde, der Wind trieb ihr den Schnee ins Gesicht, er zerrte an ihrem dünnen Röckchen, daß Reserl Mühe hatte, sich auf den Füßen zu halten. Jetzt hatte sie die Anhöhe erreicht, aber das Kreuz, das ihr ein Wegweiser sein sollte, sie sah es nicht, die Dunkelheit war hereingebro-

hüllend. „Fünf Uhr und das Reserl noch nicht zurück“, murmelte Meister Frisch, indem er sich von seinem Dreibein erhob und aufgeregt die Stube durchschritt.

Seine Frau hatte schon längst auf diese Neußerung gewartet, denn die Sorge um das Reserl stand deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. „Du ängstigst dich am Ende gar um das Reserl? Meinst am Ende, sie sei verunglückt? Der passiert nichts, heil und ganz kommt sie wieder“, erklärte sie bestimmt, und bitterer Hohn lag in ihren Worten. „Ich werde ihr aber einen Empfang bereiten, wie sie sich ihn besser nicht wünschen kann und eine Lektion erhält sie, die sie ihr Lebtag nicht vergißt!“

Meister Frisch trat dicht an sein Weib heran und sah ihr fest in das wutentstellte Antlitz. „Du wirst sie nicht anrühren!“ sagte er mit vor Zorn bebender Stimme, „eine warme Suppe gibst du ihr, wenn sie kommt, und Gott möge sie schützen, daß das Kind bei diesem Unwetter nach Hause findet und der Schnee nicht ihr Grab wird.“

Ohne seinem Weibe noch ein Wort zu gönnen, stürmte er hinaus. Die alte Uhr in der Ecke schlug sieben, Gottfried, ein Junge von zehn Jahren, zählte die Schläge. Er lief zur Haustür und hielt Ausschau nach der Vermißten, doch enttäuscht trat er zurück in die Stube, wo er sich an

seine Mutter mit der Frage wandte: „Warum liebst du mich nicht mit dem Reserl gehen? Ich bin doch noch einmal so alt wie sie.“

„Schweige!“ gebot die strenge Mutter, „iß die Suppe, dann geht schlafen und kümmert euch nicht um das Reserl, die kommt schon!“

Die Kinder verzehrten schweigend die Mahlzeit, dann gingen sie zur Ruhe, mit heiserem Klange schlug die Uhr die zehnte Stunde. Gottfried schlief noch nicht, er faltete die Hände und betete: „Lieber Gott, bringe das Reserl wieder heim!“

Doch horch! Näheren sich nicht Schritte der Türe. Die Meisterin eilte hinaus. Meister Frisch trat bleich mit triefenden Haaren und nassem Mantel über die Schwelle, er sank auf einen Stuhl und verzug das Gesicht in die Hände.

Keines sprach ein Wort. Die Meisterin fühlte seit Stunden heimliche Reue, und heimliche Angst, die sie nicht mehr ertragen konnte, sie unterbrach daher das bange Schweigen mit der Frage: „Hast du sie nicht gefunden?“

„Hätte ich sie gefunden, so wäre sie hier“, antwortete Frisch kurz und versiel wieder in ein düstres Schweigen, welches sie nach einer Weile wieder unterbrach, indem sie die Vermutung aussprach, daß die Schmiedsleute das Unwetter kommen sahen und hätten das Reserl über Nacht behalten.

„An die Möglichkeit dachte ich auch“, entgegnete Frisch, „aber leider ist dem nicht so. Ich war bei den Schmiedsleuten, die heftig erschrakten, als sie hörten, daß sie noch nicht zu Hause sei, und es bereuten, das Kind nicht über Nacht behalten zu haben. Ja, sie müssen gut zu ihr gewesen sein, sie lobten das Kind, sie werden ihm barmherzige Hilfe entgegengebracht haben, das tat der Kleinen wohl, denn du hattest kein Herz für das arme Waislein, aber wenn sie den Tod fand, dann wird sie dich bei Gott verklagen, denn du hast sie hineingetrieben.“

Sie antwortete nicht, schlaflos verbrachte sie bei brennender Lampe die Nacht, nur den



Meister Frisch trat dicht an sein Weib heran und sah ihr fest in das wutentstellte Antlitz. „Du wirst sie nicht anrühren!“

einen Wunsch im Herzen: das Kiesel möge wiederkommen.

Wie bange klopfte Kiesel's Herz, als sie oben auf der Anhöhe stand und nicht wußte, wohin sie sich zu wenden habe, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Sie mußte ja zur rechten Zeit nach Hause kommen, sie dachte an die Pflegemutter, deren Zorn sie so oft unverdienter Weise fühlen mußte und glaubte, ihn doch heute verdient zu haben. Sie strengte die Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen, aber umsonst, — rabenschwarze Nacht umgab sie. Angestrengt horchte sie

auf einen Glockenton, dem sie nachgehelt könnte, lauschte auf das Geräusch eines Wagens, der Menschen brächte, die sie um Hilfe bitten wollte, nichts regte sich, nicht ein Ton, kein Geräusch unterbrach die Totenstille. In jäher Angst lief Kiesel bald rechts, bald links, unbewußt kam sie vom Wege ab, sie versank im Schnee, mühsam arbeitete sie sich wieder heraus, ihre Wangen glühten, keuchend ging ihr Atem und Tränen stürzten aus ihren Augen. Nur mühsam schleppte sie sich fort, bald aber trugen die Füße sie nicht mehr, drüben lag langgestreckt eine breite, weite Straße, mit Aufbietung aller ihrer Kraft suchte sie dieselbe noch zu erreichen, aber mit einem

Ausschrei fiel sie zu Boden, sie vermochte sich nicht mehr zu erheben und schlief ein. —

Leise fielen die Flocken, leise und unaufhaltsam, und deckten das schlafende Kind, das dem Tode geweiht schien.

Der reiche Müller Kern hatte sich verspätet. Drunten im Dorje schlug die Uhr zehn, noch eine gute halbe Stunde, und er hatte die Mühle erreicht. Ein leichter Schlag auf den Rücken des Braunen und pfeilschnell flog der Schlitten dahin. Plötzlich stand das Pferd still; es half kein Zuruf des Müllers, selbst kein Schlag mit der Peitsche vermochte etwas über den sonst so empfindsamen Braunen, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Der Müller stieg aus, um sich zu überzeugen, ob ein Hindernis vorhanden sei. Doch Welch ein Schrecken durchzuckte ihn, als er bei dem Scheine des aufflammenden Streichholzes die halbverschneite Gestalt eines Kindes erblickte, und dieses Kind war das Kiesel! —

„Armes Kind!“ sagte er im Tone tiefsten Mitleides, „noch eine Stunde später wenn ich gekommen, wäre dein Schlaf zum Todeschlaf geworden.“ Er drückte ihr kaltes Gesichtchen an seine Wangen, und sein heißer Atem belebte sie. Sorgfältig schlug er die Pelzdecke um sie, stößte aus einer Flasche ihr einige stärkende Tropfen ein und bald richtete sich das Kiesel auf und fragte ihren Retter: „Wo bin ich?“

„Brauchst dich nicht zu fürchten Kind, du bist gut bei mir aufgehoben, ich bringe dich in die Mühle.“

„O, Herr Müller, ich bitte bringen Sie mich heim zu meinem Pflegevater, ach, die Mutter schlägt mich, längst sollte ich schon zu Hause sein, aber ich fand den Weg nicht mehr.“

„Die Mutter schlägt dich nicht mehr, dafür laß mich sorgen, nicht umsonst fand ich dich, du gehörst zu uns und bleibst bei uns.“

Mit großem Ernste hatte der Müller diese Worte gesprochen. Er dachte an die Worte des Bürgermeisters, als das

Kind dem Meister Frisch zugesprochen wurde: „Lieber wäre es mir gewesen, Müller, Ihr hättet das Kiesel um ein „Vergelt's Gott“ in Euer Haus genommen.“ Dieses Wort ging ihm nach, so oft er die kleine Doppelwaise sah, auch heute wieder mußte er an sie denken, nachdem er ihr begegnet war.

Ja, es war kein Zufall, daß er sie finden mußte, es war eine Fügung Gottes. Noch vor wenigen Tagen bat ihn sein sanftes Weib, er möge das Kiesel in sein Haus nehmen. Die Schusterin behandelte das Kind gar übel, gäbe ihm wenig zu essen und ließe es über seine Jahre und Kräfte arbeiten. Damals hatte er sie hart abgewiesen und gesagt: „Man dürfe nicht alles



Wie bange klopfte Kiesel's Herz, als sie oben auf der Anhöhe stand und nicht wußte, wohin sie sich zu wenden habe

glauben, was die Leute sagen“, aber jetzt war er überzeugt von der Wahrheit des Gerüchtes, und sein Entschluß stand fest, das Keferl nicht eine Stunde mehr in den Händen des unbarmherzigen Weibes zu lassen. — —

„Liesbeth, rate, was ich dir heute mitbringe?“ rief der Müller kern unter der Tür seiner Wohnstube und führte das Keferl über die Schwelle seinem Weibe zu.

„Das Keferl!“ rief die Müllerin erstaunt und erfreut aus und zog das Kind, von dessen Kleidern das Wasser triefte, zu sich. „Wo war sie? Wie hast du sie gefunden?“

Das waren die ersten Fragen, die die Müllerin an ihren Mann richtete und die er ihr aufs ausführlichste beantwortete und dann schloß:

„Da ich dem armen Waislein ein Ketter vor dem gewissen Tode werden durfte, so soll sie auch ihre Heimat auf der Mühle haben.“ Ueber die Wangen der Müllerin flossen Tränen und sie sagte von Herzensgrund „Ja und Amen“ dazu und segnete den Entschluß ihres Mannes, den sie niemals zu bereuen hatten, so lange sie lebten. Schon am frühesten Morgen war der Müller bei dem Bürgermeister und erzählte ihm, wie er das Keferl gefunden und daß er sie, so lange er und sein Weib lebten, behalten wolle. Der Bürgermeister hatte eine herzliche und aufrichtige Freude darüber, daß es nun nach seinem Willen gehe und er war zufrieden damit.

Das Weib von Meister Frisch erhielt eine ernste Rüge über ihre große Lieblosigkeit gegen das arme Keferl, der Meister aber dankte Gott, daß das Kind, an dem sein ganzes Herz hing,

jetzt in besseren Händen war, als in den harten seines Weibes.

Ueber ein Jahr war bereits verfloßen, daß das arme Keferl in die reiche Mühle kam. Der Winter war vergangen und im Garten hinter der Mühle blühen in stiller Ecke die Schneeglöckchen und bald, bald, würden auch die blauen Veilchen ihre frommen Blumenaugen dem milden Sonnenschein öffnen. Jeden Tag ging das Keferl mit der Mutter, wie sie jetzt die gute Müllerin nennen

durste, in den Garten, um zu sehen, ob bald die Veilchen blühten. Die Müllerin trug kein Tuch mehr um den Kopf geschlungen, sie sah rosig und frisch aus und lachte herzlich über des Keferls kindliche Einfälle, sie ward froh mit dem Kinde, das mit seiner ganzen Seele an seinen Wohlthätern hing.

Als aber die Veilchen vollends verblüht waren, da stand das Keferl mit einem Strauß vor dem Bette der Müllerin; die lächelte ihr freundlich zu und zeigte auf die Wiege, in der ein kleiner, lieblicher Knabe schlief, des Müllers Erstgeborener, des Vaters Stolz, der Mutter Freude und Keferls wahres Entzücken. Nach und nach kamen noch

ein Knabe und ein allerliebstes Mädchen auf die Mühle, womit der liebe Gott den Müller und sein Weib beglückte und das Keferl erfreute, die ihr liebes, kleines Mütterlein und ihr liebster Spielfamerad war, und später, als sie erwachsen waren, ihre treueste Beraterin und Freundin blieb.

Auf der Mühle wohnte der Friede und Liebe verband alle Glieder des Hauses und das rechte, wahre Glück kam erst mit dem armen Keferl auf die reiche Mühle.



Doch welch ein Schrecken durchzudte ihn, als er bei dem Scheine des aufstammenden Streichholzes die halbverschneite Gestalt eines Kindes erblickte . . .

Humoristisches.

Pech. . . . Haben Sie auch solches Pech mit Ihren Abhümmen? — „Und wie! Die erste blieb nur 3 Tage, und die zweite ist nicht wegzubringen.“

Verrechnet. Stromer, (der einen Diebstahl beging, um eingesperrt zu werden, resigniert): „Frügel hab' ich Triegt die Sachen hab' ich wieder rausgeben müß'n, die ich gestohlen hab' . . . und eingesperrt bin ich doch nicht worden.“